

STEVE MOSBY

Kind des Bösen

PSYCHOTHRILLER

Aus dem Englischen
von Ulrike Clewing

KNAUR 

Die englische Originalausgabe erschien 2012
unter dem Titel »Dark Room«
bei Orion Books, London.

Besuchen Sie uns im Internet:
www.knaur.de



© 2012 Steve Mosby
First published by Orion, London.
Für die deutschsprachige Ausgabe:
© 2013 Knaur Taschenbuch Verlag.
Ein Unternehmen der Droemerschens Verlagsanstalt
Th. Knaur Nachf. GmbH & Co. KG, München.
Alle Rechte vorbehalten. Das Werk darf – auch teilweise –
nur mit Genehmigung des Verlags wiedergegeben werden.
Redaktion: Peter Hammans
Umschlaggestaltung: ZERO Werbeagentur, München
Umschlagabbildung: © James Worrell / Gettyimages
Satz: Adobe InDesign im Verlag
Druck und Bindung: CPI books GmbH, Leck
Printed in Germany
ISBN 978-3-426-51367-5

2 4 5 3 1

Für Lynn und Zack

Teil I

Wir wollen doch nur wissen, was passiert ist«, sagt der Polizist.

Der kleine Junge ihm gegenüber antwortet nicht, starrt nur unentwegt auf seine Hände, mit denen er nervös herumspielt, die Daumen ständig gegeneinanderpresst.

Er ist acht Jahre alt, aber das riesige rote Sofa, auf dem er sitzt, lässt ihn um einiges jünger wirken.

Das ist bei allen Kindern so, wenn sie hier sind, im Salon: einem geräumigen Raum, der so gestaltet ist, dass er eher einem gemütlichen Wohnzimmer als einem Vernehmungsraum gleicht. Vor einer Wand stehen mit Plüschtieren vollgestopfte Kisten, auf dem Tisch ein Stapel zerlesener Comics. Den Jungen interessiert nichts davon.

Er trägt einen verwaschenen blauen Pyjama über den dünnen Gliedmaßen. Sein Haar ist schon lange nicht mehr geschnitten worden: Ein peinlicher Pony fällt ihm fransig ins Gesicht, und hinten im Nacken, wo es auf die Schultern

trifft, stellt sich das Haar zu strähnigen Locken auf. Was der Constable von seinem Gesicht sehen kann, wirkt auf ihn leer, als hätten ihm die Ereignisse der Nacht jegliche Gefühlsregungen ausgetrieben. Wie verletzte Seelen schweben das Schweigen des Jungen und die Reglosigkeit im Raum.

Er hat viel durchgemacht, dieser Junge.

»Kannst du uns erzählen, was passiert ist?«

Wieder Schweigen.

Er sieht die Polizistin an, die für Fälle mit Kindern zuständig ist, die einzige Person, die sich außer ihnen beiden noch im Raum befindet. Eine förmlich wirkende, tadellos gekleidete Frau in einem makellosen grauen Anzug. Sie trägt eine Brille und hat das Haar zu einem Knoten zurückgebunden. Sie kann ihm nicht helfen.

Plötzlich, ohne aufzusehen, spricht der Junge.

»Wo ist John?«

Der Polizist beugt sich vor.

»Dein Bruder? Er ist auch hier.«

»Ich will ihn sehen.«

»Das geht im Augenblick nicht.«

Der Junge sieht nicht auf, aber dem Polizisten entgeht nicht, dass er das Gesicht verzieht. Der väterliche Teil in ihm möchte helfen, sieht aber keine Möglichkeit, ihm diesen Wunsch zu erfüllen. Der andere Junge – zwei Jahre älter als er – befindet sich im Raum darunter. Mit ihm haben sie schon gesprochen, und sie werden es in den kommenden Tagen noch viele Male tun müssen.

Der Polizist verändert seine Sitzhaltung ganz leicht.

»Wir wollen, dass du uns deine Version von dem erzählst, was passiert ist«, sagt er. Aber es klingt zu förmlich, zu un-

persönlich für dieses Kind, das vor ihm sitzt, und ihm fällt ein, was die Polizistin gesagt hat, bevor sie mit der Anhörung anfangen. »Wenn es dir lieber ist, kannst du es wie eine frei erfundene Geschichte erzählen. Als ob es gar nicht wirklich passiert wäre.«

Der Junge lässt die Schultern sinken. Er ist ausgemergelt, bemerkt der Polizist. Vernachlässigt. Aber er hat auch den Zustand des Hauses gesehen, aus dem der Junge kam, und er weiß, dass nicht erst heute Nacht seinen Anfang genommen hat, was der Kleine erlebt hat. Es muss schon vor langer Zeit begonnen haben.

Nach einer ganzen Weile, nachdem er all seine Kraft zusammengenommen hat, blickt der Junge schließlich auf und sieht den Polizisten direkt an.

Und ... da ist etwas, oder?

Der Ausdruck in seinem Gesicht ist ganz und gar nicht leer. Und einen Moment lang hat der Polizist das Gefühl, jemanden anzusehen, der etwas älter ist.

Und als der Junge anfängt zu sprechen – »Es war schon spät, nach Mitternacht, glaube ich« –, kann er sich eines sentimental Gefühls nicht erwehren. Als das Kind anfängt zu erzählen, was geschehen ist, greift er sich an das Kreuz, das er um den Hals hängen hat, und macht sich bewusst, dass dieser kleine Junge heute Nacht so viel Grauensvolles erlebt hat.

Und dennoch bleibt der Zweifel.

Ja, denkt er. Dieser kleine Junge hat so viel durchgemacht. Vielleicht.

Erster Tag

I

Es begann im Quadrateviertel. So nennen wir das kleinteilige Straßengeflecht am Nordufer des Kell, des Flusses, der sich durch das Herz unserer Stadt schlängelt, das einem Slum sehr nahe kommt. Die Straßen treffen exakt rechtwinklig aufeinander und sind von unterschiedslosen Wohnblöcken gesäumt, von denen die meisten im Erdgeschoss mit Graffiti osteuropäischer Prägung besprüht sind. Weiter oben auf den Balkons flattert Wäsche kunterbunt wie Flaggen fremder Länder im Wind. Jeder dieser sich sechs Stockwerke nach oben erhebenden Klötze ist von einem Rasenstreifen umgeben, auch wenn diese kümmerlichen Zugeständnisse an Stadtbegrünung die bedrückende Anonymität der Häuser dahinter kaum zu verbergen vermögen.

Von oben, wenn man sich der Stadt mit dem Flugzeug nähert, sieht es aus, als hätte jemand seltsame Hieroglyphen in endlosen Reihen und Spalten in Stein gehauen – oder viel-

leicht auch, als würde der Fluss seine Oberlippe hochziehen, um befremdliche graue Zähne gen Himmel zu blecken. Ich hatte das Navigationsgerät eingeschaltet, dessen pulsierender blauer Pfeil mir bedeutete, dass ich das Ziel fast erreicht hatte, was mir aber wohl ohnehin nicht entgangen wäre. Entweder durch das Band, das die Polizei ein Stück weiter über die Straße gespannt hatte, oder durch das Schreien der Frau, das mir schon von weitem ans Ohr drang.

Es war halb elf an einem Freitagmorgen. Ein warmer Tag, so dass ich das Autofenster heruntergekurbelt hatte und den Arm mit aufgekrempelten Ärmeln lässig heraushängen ließ, um ihn mir von der milden Sonne bescheinen zu lassen.

Hinter dem Absperrband standen drei Fleischlaster und vier Polizeiwagen. Das Blaulicht auf dem Dach des ersten kreiselte in der Sonne müde vor sich hin. Auf beiden Seiten der Straße waren einfache Uniformierte postiert, die sensationslüsterne Gaffer aus den Nachbarhäusern auf Abstand hielten und verhinderten, dass sie uns zu viele wirre oder aufgebauchte Geschichten erzählten.

Vor dem Absperrband hielt ich an.

Geräuschvoll schlug ich die Autotür zu. Die Schreie erfüllten die Nachbarschaft: ein kaum zu ertragendes Jammern, zwei Stockwerke über uns, das sich den Weg zu uns hinunter bahnte. Das verzweifelte Wehklagen einer gebrochenen Seele, der Mutter des Opfers, nahm ich an. Die Schreie schienen im krassen Widerspruch zu dem warmen, cremigen Sonnenlicht zu stehen. Es ist seltsam, aber schlimme Dinge, die sich am helllichten Tag ereignen, wirken um einiges schmutziger, als würden sie nachts passieren.

»Detective Hicks.« Ich hielt dem Polizisten, der das Absperrband auf dieser Seite der Straße bewachte, meine Polizeimarkie hin. Er nickte kurz und hob es für mich an. »Alles klar?«

»Ja, Sir. Detective Fellowes ist da drüben.«

»Danke.«

Detective Fellowes – Laura, meine Partnerin – stand ein Stück weiter vor Block acht. Sie sprach gerade mit ein paar Polizisten und deutete hier und dort hin, während sie ihnen die zahlreichen Aufgaben zuwies, die es an einem Tatort zu erledigen gibt.

Normalerweise wären wir zusammen am Tatort eingetroffen, aber wegen eines Termins von Rachel bei ihrer Hebamme hatte ich mir den Vormittag freigenommen. Als Laura mich angepiept hatte, befanden wir uns noch oben in ihrer Praxis, waren aber schon fast fertig. Rachel erhob sich gerade mühsam von der Liege und wischte sich mit einem dicken Papierstoß das Ultraschall-Gel vom Bauch, als ich das Vibrieren an meiner Hüfte spürte.

Mir war sofort klar, dass es sich um etwas Wichtiges handeln musste, wenn Laura mich in meiner Freizeit behelligte. Andererseits aber hatte ich dauernd dieses Gefühl, besonders unter diesen Umständen. Alles, was mit Schwangerschaft zu tun hatte, machte mir Angst. Jeder Gedanke an das Baby ließ die Welt um mich herum zerbrechlich und verwundbar werden, und ich bekam Angst, dass jederzeit etwas schiefgehen könnte. Dass während einer Schwangerschaft etwas passieren könnte, schien mir kein unvernünftiger Gedanke zu sein, und diese Sorge auf die ganze Welt zu übertragen war so viel abwegiger auch nicht.

Ich kam bei Laura an, als sich die Gruppe gerade zerstreute, um sich den Aufgaben zu widmen, die jedem Einzelnen übertragen worden waren.

»Mor-gen«, begrüßte ich sie gedehnt.

»Hicks.«

Laura trug einen dunklen Hosenanzug. Das hellbraune Haar reichte ihr bis zur Schulter. Sie wirkte angespannt und fuhr sich hektisch mit einer Hand durch das Haar, das aber sogleich wieder die Gestalt einer ordentlichen Frisur annahm. Sie brauchte morgens immer eine ganze Weile, um sie so in Form zu bringen, dass ihr durch das unverzichtbare Raufen und Kneten nicht der Schaden zugefügt wurde, den man eigentlich erwarten würde.

Wir hatten dieselbe Haarfarbe und dieselben Sommersprossen auf Nase und Wangen, und da wir beide Mitte dreißig waren, aber jünger aussahen, wurden wir oft für Bruder und Schwester gehalten. Das ärgerte sie. Sie kannte mich zu gut.

»Tut mir leid, dass ich dich holen musste.«

»Kein Problem. Eine willkommene Entschuldigung, da wegzukommen.«

Das brachte mir einen tadelnden Blick ein. In den acht Monaten, seit Rachel schwanger war, hatte Laura keine Gelegenheit ausgelassen, mir klarzumachen, dass es für alle eine gute Sache war, wenn ich nun Vater wurde. Überzeugt hatte sie mich nicht, aber ich hatte gelernt, es zu überhören.

»Das ist nicht dein Ernst«, sagte sie.

»Nein.«

»Wie geht's denn so?«

»Alles in Ordnung. Alles normal.«

»Gut.«

Ich machte eine Geste in Richtung des Gebäudes, aus dem noch immer die Schreie der Frau zu uns drangen. »Ich nehme an, ein Arzt ist bei ihr?«

»Ja, verdammt, natürlich. Ich hoffe, dass die Medikamente bald wirken. Das hält ja kein Mensch aus. Sie ist übrigens schon etwas älter und ziemlich verzweifelt, wofür ich vollstes Verständnis habe. Schließlich hat sie ihre Tochter so gefunden.«

»Nicht, dass wir am Ende noch eine Tote gratis dazubekommen«, bemerkte ich.

Erneut ein tadelnder Blick. »Das ist wirklich gemein, Hicks.«

Es gab Tage, an denen Laura meinen Scherzen zumindest einen Hauch von Toleranz entgegenbrachte, wenn sie sich auch nie richtig darauf einließ. Ein solcher Tag war heute eindeutig nicht.

»Tut mir leid«, sagte ich. »Also, was haben wir?«

»Das Opfer ist, wie es scheint, eine Frau. Alter: zweiunddreißig. Sie heißt Vicki Gibson.«

Mit einer kurzen Geste deutete sie über die Straße auf den Wohnblock. Eine Hecke trennte den Gehweg von einem kleinen Rasenstück und dem Mietshaus dahinter. Die Leute von der Spurensicherung hatten ihr weißes Zelt auf dem Stück zwischen der Hecke und dem Gebäude aufgestellt.

»Wie es scheint?«, fragte ich nach.

»Die Identifizierung ist noch nicht abgeschlossen. Die Mutter, Carla Gibson, hat sie an den Kleidern erkannt, die ihre Tochter trug. Viel mehr lässt sich noch nicht sagen.«

Wirklich gemein.

»Okay. Dann ist es Carla Gibson, die ich da höre?«

»Genau. Sie teilen sich eine Wohnung im dritten Stock. Nur die beiden. Carla geht meistens früh zu Bett und steht sehr früh wieder auf, sozusagen mit den Hühnern jeden Morgen um vier. Sie stellt fest, dass ihre Tochter nicht nach Hause gekommen ist, wirft eher zufällig einen Blick von dem Balkon da oben hinunter und sieht den Körper dort liegen.« Ich richtete den Blick hinauf zum dritten Stock, auf den Betonbalkon, wo es jetzt still geworden war. Brutal: Von da oben dürfte Carla Gibson eine ziemlich gute Sicht auf die Stelle gehabt haben, an der ihre Tochter gelegen hatte – besser gesagt, noch lag.

Wurde die Leiche absichtlich dort hingelegt?

»Und wo war sie gewesen?«

Laura ging mit mir die Straße hinunter, während sie weiter berichtete.

»Vicki Gibson machte zwei Jobs gleichzeitig, wenn es eben ging. Gestern Abend hat sie bei Butlers gearbeitet, in dem Waschsalon, nicht weit von hier. Nur ein paar Blocks weiter da drüben.« Sie deutete flüchtig hinter uns. »Um zwei war sie fertig. Sie muss also irgendwann zwischen zwei und vier umgebracht worden sein. Vermutlich eher kurz nach zwei.« »Gibt's irgendwo Überwachungskameras?«, wollte ich wissen. »Im Waschsalon, meine ich.«

»Soll das ein Witz sein? Aber eine andere junge Frau hat dort auch gearbeitet, und die sagt, dass Gibson bis Schichtende da war. Mag sein, dass sie lügt. Aber es würde passen. Gibson konnte sich kein Auto leisten, deshalb ging sie jeden Abend zu Fuß nach Hause. Und so, wie es aussieht, hat sie der Angreifer hier überrascht.«

Auf der Höhe des Zeltes blieben wir auf dem Bürgersteig stehen. Die Hecke war etwa eineinhalb Meter hoch, und in ihr klappte unübersehbar eine Lücke, in der das Blattwerk schwer ramponiert worden war.

Ich sagte: »Dann packt er sie also hier auf dem Gehweg und stößt sie da durch. Oder er wartet hinter der Hecke und zieht sie hinein.«

»Beides möglich. Aber es ist noch zu früh, Genaueres zu sagen.«

Laura legte besonderen Wert auf diese Bemerkung, weil sie genau wusste, dass ich ein wenig zu übereilten Schlüssen neigte, wobei ich mich immer auf Statistiken und Wahrscheinlichkeiten berief und meine Schlussfolgerungen darauf stützte. Sie hielt das für eine meiner offensichtlicheren Schwächen, wenngleich wir beide wussten, dass diese Sünde lässlich war, denn in der Regel behielt ich am Ende recht.

Ich konnte einfach nicht anders. Während wir die Straße entlang auf den Hauptweg zuingen, ließ ich mir alles durch den Kopf gehen, fügte zusammen, was ich schon wusste, und legte mir unbewusst bereits ein paar Theorien zurecht. Das Quadranteviertel ist ein Hort der Armut. In seinem Zentrum – im Auge des Orkans – lebten hauptsächlich Immigranten, viele davon illegal. Die Straßen waren ein Schmelztiegel von Sprachen und Kulturen: in sich geschlossene Gesellschaften; kleinere Städte unter dem Dach einer großen. Man konnte nicht sagen, wie viele Menschen in den Wohnblocks aufeinanderhockten. Die Graffiti waren zum größten Teil das Werk von Kids der zweiten Generation, die ihre Tags an die Wände schmierten und ihr Revier absteckten, um die Umgebung unterscheidbar zu machen. Von den

Menschen, die dort lebten, kamen nur ganz wenige jemals aus ihrem Viertel, geschweige denn aus dem Bezirk heraus. Wir waren aber nicht einmal im Zentrum. Die Gebäude mochten zwar genauso aussehen, doch hier, am Rand, unweit des Flusses, war es etwas teurer. Hier lebten nicht wenige Studenten, denn die Wohnungen waren zwar weniger komfortabel, dafür aber um einiges günstiger als südlich des Flusses, in der Nähe zum Campus. In dieser Gegend galt jemand wie Vicki Gibson, die zwei Jobs bediente, um den Lebensunterhalt für sich und ihre Mutter zu verdienen, als eine ehrbare Berufstätige.

Warum sollte jemand sie töten wollen? Ein Raubüberfall war ein Motiv. Ein Sexualverbrechen? Wenn man das Risiko, dabei beobachtet zu werden, berücksichtigte, war das weniger wahrscheinlich, wenn auch nicht ausgeschlossen.

Zu früh, um schon etwas zu sagen ...

Taufeucht glitzerte das Gras des schmalen Grünstreifens in der Vormittagssonne. Der Rasen war erstaunlich gut gepflegt und nicht einmal zu kurz geschnitten, so dass man sich gut vorstellen konnte, es sich zum Picknick vor einem Zelt gemütlich zu machen, ein Zelt, das allerdings sehr anders aussehen würde als das, auf welches wir uns gerade zubewegten.

Als ich die Seitenplane anhub, stach mir das Blitzlicht einer Kamera in die Augen: Ein Mann von der Spurensicherung stand über das Opfer gebeugt und lichtete es an der Stelle ab, wo es im Schatten lag ...

Ich zögerte, wenn auch nur ein wenig.

Vicki Gibson lag auf dem Rücken, ein Bein so angewinkelt, dass der rechte Fuß unter dem anderen Knie lag. Ihre Schu-

he hatten sich von den Füßen gelöst, und die Absätze steckten verdreht im Gras. Sie trug einen roten Rock, eine schwarze Bluse und einen flauschigen braunen Mantel, der im Dämmerlicht eher rostfarben wirkte. Die Arme waren zu beiden Seiten ausgebreitet. Sie hatte langes Haar, dessen Strähnen sich wie schwarze Ranken im Gras kringelten, als läge sie in einer Wasserlache.

Von einem Gesicht, das diese Bezeichnung auch verdiente, konnte keine Rede mehr sein.

Wirklich gemein.

»Also«, sagte ich zu Laura, »du hattest recht.«

Trotzdem behielt ich weiterhin die Details im Blick – eine abgelegte rote Handtasche, neben ihr der schlapp im Gras liegende Riemen. Also kein Raubüberfall. Und die Kleidung schien unversehrt zu sein. So blieb nur eine Möglichkeit.

»Andy.« Simon Duncan, unser Kontaktmann zur Gerichtsmedizin, stand neben der Leiche. Er nickte mir zu. »Gut, dass du hergekommen bist.«

»Ist doch Ehrensache.«

Simon war groß, fast kahl und von athletischer Statur. Der Pathologe neben ihm, Chris Dale, schon unter normalen Umständen ein eher kleiner und ernster Mann, erweckte jetzt, wie er da neben seinem Opfer kauerte, umso mehr diesen Eindruck. Er sah auf, kurz, gerade lang genug, um zu bestätigen, dass er meine Anwesenheit zur Kenntnis genommen hatte.

»Ich weiß, dass es noch zu früh ist«, fing ich an, »aber gibt es vielleicht trotzdem schon etwas Greifbares?«

Simon zog eine Augenbraue hoch.

»Du hast den Fall noch nicht gelöst? Du überraschst mich, Andrew. Ich hatte fest damit gerechnet, dass das deine Verspätung erklären würde – dass du schon unterwegs bist, um den Täter festzunehmen.«

»Doch, ich habe in der Tat eine Idee«, sagte ich. »Willst du nicht versuchen, mich davon abzubringen?«

Simon trat zur Seite, um dem Mann mit der Kamera den Weg an uns vorbei zum Kopfende der Leiche frei zu machen, was auch uns einen besseren Blick verschaffte, wobei »Kopfende« nicht mehr der passende Begriff war.

Wirklich gemein. Laura hatte recht gehabt.

»Es gibt eine sehr eindeutige Verletzung«, erklärte Simon in dem Augenblick, als das Blitzlicht der Kamera grell darüber hinweghuschte. »Besser gesagt, viele Verletzungen an einer einzigen Körperstelle. Andere schwere Verletzungen gibt es nicht, soweit wir bisher sagen können. Ich glaube, wir können davon ausgehen, dass die Schädelverletzung zum Tod geführt hat und nicht nachträglich zugefügt worden ist.«

Ich nickte.

Wer auch immer Vicki Gibson überfallen hatte, hatte ihr den Kopf und das Gesicht bis zur Unkenntlichkeit eingeschlagen. Nicht einmal der Zahnstatus würde sich mehr ermitteln lassen, überlegte ich, während ich die Verletzungen einer fachmännischen Überprüfung unterzog. Die Stirn war vollständig eingedrückt, der Hals hingegen unberührt und makellos, darüber ihr welliges Haar. Alles dazwischen war weg.

»Irgendwelche Anzeichen, dass sich das Opfer gewehrt hat?«

Simon schüttelte den Kopf. »Vermutlich hat der erste Schlag gereicht, sie außer Gefecht zu setzen. Entweder hat er sie durch die Hecke gezerrt, oder sie ist durch den Schlag in diese Richtung gefallen.«

»Zu früh, um Genaueres zu sagen«, bemerkte ich.

»Ja. Sicher ist jedenfalls, dass er viele Male auf sie eingeschlagen und auch dann nicht von ihr abgelassen hat, als sie schon tot war. Sieh dir die Stirn an, das spricht für sich.«

Natürlich, das war nicht zu übersehen.

Ich ging in die Hocke und betrachtete ihre Hände.

»Kein Sexualverbrechen?«

»Bisher haben wir keine Hinweise darauf.«

»Auch kein Raubüberfall.«

»Kreditkarten und Geld sind noch in der Handtasche.«

Wieder zog er eine Augenbraue hoch. »Das bringt dich doch nicht etwa aus dem Konzept, oder?«

»Sag ich dir noch nicht. Waffe?«

Simon schüttelte den Kopf. »Auch dazu können wir noch nichts Genaueres sagen. Jetzt nicht, und möglicherweise überhaupt nicht. Aber, da wir die Waffe nicht gefunden haben, vermute ich, dass es etwas Kleines, Hartes sein muss. Ein Hammer oder ein Rohr. Vielleicht auch ein Stein. Auf alle Fälle etwas, das sich in der Hand tragen lässt.«

Ich nickte. Die Waffe musste hart genug sein, um ein solches Desaster anzurichten, gleichzeitig aber auch wieder leicht genug, dass der Mörder sie nach vollendeter Tat mitnehmen konnte: etwas, das die Wucht eines Steins zur Wirkung brachte, ohne so schwer zu sein. Natürlich war das ein grauenhafter Gedanke. Ein massiver Stein könnte eine solche Verletzung mit nur einem oder zwei Schlägen anrichten.

Mit einem Hammer hätte es um einiges länger gedauert und vieler, vieler Schläge mehr bedurft.

Das bedeutete aber auch, dass eine Affekthandlung möglicherweise auszuschließen war. Der Täter hatte die Waffe höchstwahrscheinlich bei sich gehabt und sie anschließend wieder mitgenommen. Und die Brutalität deutete auf ein persönliches Motiv hin. Nicht immer, aber in der Regel schon.

»Na los, Sherlock Hicks, raus mit der Sprache.«

Ich erhob mich.

»Der Ex-Mann.« Dann korrigierte ich mich: »Oder Ex-Freund. Sie hat früher einen Ring getragen, jetzt aber nicht mehr. Vielleicht ein Verlobungsring.«

»War nie verheiratet.« Laura neigte den Kopf. »Aber die Leute von der IT gehen gerade ihre Akten durch. Sollten Anzeigen oder einstweilige Verfügungen vorliegen, dann werden wir es bald wissen.«

»Gibt es bestimmt«, sagte ich.

Es mag seltsam klingen, aber ich fühlte mich etwas besser. So schlimm dieser Mord auch war – und er war wirklich gemein –, wusste ich doch, dass es eine Erklärung dafür geben würde, schließlich gibt es für jeden eine. Ich behauptete nicht, dass die Erklärung immer zufriedenstellend oder vernünftig ist, und ich behauptete auch nicht, dass sie immer ausreichend ist, aber einen Grund gibt es immer, und für die Person, die die Tat begangen hat, ergibt es immer einen Sinn.

Tatsache ist, dass die meisten Verbrechen simplen statistischen Regeln folgen. Die überwiegende Zahl weiblicher Mordopfer beispielsweise wird von einer Person umge-

bracht, die sie kennen. In den meisten Fällen ist das der aktuelle Partner oder der Verfllossene. Landesweit sterben pro Woche zwei Frauen durch die Hand von Männern, die sie angeblich lieben, dies einmal behauptet haben oder sich nur ausgemalt haben, es sei so. Da sowohl ein Raubüberfall als auch ein Sexualverbrechen ausgeschlossen werden konnten, war der Ex-Freund die naheliegende Lösung. Die meisten Morde im Zusammenhang mit häuslicher Gewalt geschehen in der Wohnung, und dieser Fall hier war nah genug dran. Irgendjemand hatte gewusst, wo und wann er sie finden konnte. Und je mehr ich darüber nachdachte, sprach auch die Tatsache, dass Vicki Gibson mit ihren zweiunddreißig Jahren mit ihrer Mutter zusammenlebte, eher für einen ehemaligen als für einen aktuellen Freund.

Sehr bald, davon war ich überzeugt, würden uns die IT-Leute, vielleicht auch Carla Gibson selbst, den Namen eines Mannes liefern. Bestimmt hatten Vicki oder ihre Mutter früher schon einmal die Polizei gerufen, denn solche Dinge kommen nicht aus heiterem Himmel. Gegen Gibsons Ex-Freund würde es einen Haufen Anzeigen geben und vermutlich auch Klagen. Irgendwann hatte sie ihm angedroht, ihn zu verlassen. Und da er der Typ Mann war, der er war, hatten sich die Wut und die Herabsetzung, die jeder in einer solchen Lage empfindet, um einiges ungezügelter und aggressiver entladen als bei den meisten.

Aufgrund der vielen Fälle häuslicher Gewalt, mit denen ich es bisher zu tun gehabt habe, konnte ich mir diesen erbärmlichen Bastard sehr gut vorstellen. Wenn wir ihn schnappten, würde er vermutlich immer noch Vicki Gibson die Schuld für das in die Schuhe schieben, was ihr passiert war –

selbst dann noch. In der festen Überzeugung, dass sie es war, die ihn herausgefordert hatte und sich das also selbst eingebrockt hatte.

»Wir werden sehen«, sagte Laura.

»Ja, klar.«

Ich war mir meiner Sache sicher. Eine Beziehungstat wie aus dem Lehrbuch. Grausam und grässlich, in sich aber schlüssig und schnell gelöst.

So musste es sein.

Wie sonst?

2

Sie war nicht da, als ich aufgestanden bin«, sagte Carla Gibson.

»Nein«, bemerkte Laura einfühlsam. »Ich weiß.«

Die Wohnung, die sich zwei Generationen der Gibson-Familie teilten – bis zu diesem Morgen jedenfalls –, war so klein, dass sie schon durch die Anwesenheit von nur drei Personen aus den Nähten zu platzen drohte.

Wir standen im Wohnzimmer, an das sich die Küche anschloss, wenn auch vor allem in dem Sinn, dass der fadenscheinige Wohnzimmerteppich dort aufhörte, wo ein Streifen schwarz gestrichener Fußbodendielen vor der Arbeitsplatte begann. Ich lehnte an der Wand gleich neben einem angerosteten, an der Wand montierten Heißwasserboiler und Rohren, die unverputzt von oben aus der Decke ka-

men, um unten in schmutzigen Löchern in den Fußboden-
dielen wieder zu verschwinden.

Laura saß Carla an einem klapprigen Holztisch gegenüber,
der, wie auch das übrige Mobiliar, ziemlich abgenutzt und
schäbig war: dünnes, von vier Schrauben und einer guten
Portion Hoffnung notdürftig zusammengehaltenes Balsa-
holz. Laura ließ sich behutsam nieder, als fürchtete sie, der
Stuhl würde unter ihr nachgeben.

»Ich bin ganz leise in die Küche gegangen, um Tee zu ma-
chen. Wissen Sie, ich gehe immer ganz leise, weil sie so viel
arbeitet, und ich wollte sie schlafen lassen. Aber sie war gar
nicht da.«

»Ja, das wissen wir, Mrs. Gibson. Es tut mir wirklich leid.«
Äußerlich wirkte die alte Dame gefasst, jetzt, nachdem das
leichte Beruhigungsmittel Wirkung gezeigt hatte, das ihr die
Krankenschwester vom medizinischen Dienst verabreicht
hatte. Innerlich jedoch war sie immer noch aufgelöst – unsi-
cher und zittrig. Sie sah uns kaum an, starrte stattdessen
apathisch ins Leere, den Blick auf etwas Unsichtbares ge-
richtet, das sich jenseits der tristen Wände befand. Natür-
lich konnte das Medikament nicht ungeschehen machen,
was passiert war, es vermochte aber zumindest den Schmerz
zu lindern. Man sah ihr an, dass sie lange bittere Tränen ge-
weint hatte und sich jetzt krampfhaft bemühte, dem Grauen
des Verlustes, den sie erlitten hatte, aus dem Weg zu gehen.
Außer dem Wohnzimmer gab es noch ein Bad und ein
Schlafzimmer mit einem Bett, in dem Carla schlief. Vicki
Gibson hatte hier geschlafen, auf dem Sofa. Es war fast auf
Bodenhöhe, aber immer noch sorgfältig für die Nachtruhe
bereitet, die Vicki Gibson nicht mehr bekommen hatte. Kis-

sen und Decken waren ordentlich darauf verteilt und mit einer Patchworkdecke zugedeckt worden, die Carla, wie ich annahm, in mühevoller Handarbeit selbst genäht hatte.

Das zu sehen tat weh – eine visuelle Bekräftigung, dass sie ihrer beklagenswerten Armut zum Trotz alles versuchten, das Beste daraus zu machen. Vicki arbeitete bis spät in die Nacht und fing nicht selten schon früh an: hin und wieder als Reinigungsfrau in einem Bürokomplex, dann Spätschichten im Waschsalon. Abend für Abend machte Carla ihrer Tochter das Bett auf dem Sofa fertig, und Morgen für Morgen räumte sie diese Decken ordentlich wieder weg, um aus dem behelfsmäßigen zweiten Schlafzimmer ein behelfsmäßiges Wohnzimmer zu machen.

So ging es jeden Morgen, nur an diesem nicht.

Und alles Übrige eben auch noch.

»Dann habe ich hinausgesehen«, sagte Carla, »... und da lag sie.«

»Sie müssen das alles nicht noch einmal erzählen, Mrs. Gibson.«

»Nein, nein.«

»Ich würde gerne über etwas anderes mit Ihnen sprechen.«

»Ja.«

Ich wusste, dass Laura vor allem versuchte, die Frau von der Tatsache abzulenken, dass ihre Tochter da draußen noch lag. Auch in den nächsten paar Stunden würden wir die Leiche nicht entfernen, was im Hinblick auf den Umgang mit den Bewohnern dieses Hauses und der benachbarten Wohnblöcke ein logistischer Alptraum war.

Als wir das Gespräch mit ihr beendet hatten, wollte ich Carla Gibson einen sympathischen Polizisten dalassen, der

sie freundlich davon abhielt, den Balkon zu betreten, der von diesem Zimmer abging. Der Anblick des Zeltens, dort unten, war zwar um einiges weniger erschreckend als die Szene heute Morgen, wäre aber trotzdem furchtbar. Tatsache war, dass wir uns um ihre Tochter so gut kümmerten, wie uns das im Augenblick möglich war, auch wenn Angehörige nicht immer diesen Eindruck haben mögen.

»Gut«, sagte Laura. »Wollen wir stattdessen über Tom Gregory sprechen?«

»Tom ...?«

Carla starrte sie einen Moment lang an.

»Vickis Ex-Freund.«

»Ich weiß, wer das ist, aber was hat er mit der Sache zu tun?«

»Na ja«, sagte Laura. »Soviel ich weiß, war die Beziehung zwischen den beiden ziemlich wechselhaft.«

»Das wusste ich nicht.«

Ich verschränkte die Arme und schwieg, denn wechselhaft war stark untertrieben. In der Zwischenzeit, nachdem die Leiche untersucht worden war, waren die Dateien von der IT-Abteilung gekommen, denen ich entnahm, dass ich mit meiner Vermutung da draußen gar nicht so falsch gelegen hatte. Das Ausmaß der Gewalt zwischen den beiden war zwar nicht so schlimm, wie ich zunächst befürchtet hatte – aber das bedeutete nur, dass die Polizei nicht alles mitbekommen hatte. In Anbetracht der Machtdynamik und der Drohungen, die in den meisten Fällen mit häuslicher Gewalt einhergehen, scheint die Sache bei den beiden ganz anders zu liegen. Denn hinter jeder angezeigten Gewalttat verbergen sich in der Regel viele weitere von nur unwesentlich geringerer Brutalität.

Vicki Gibson hatte die Polizei jedenfalls dreimal wegen Tom Gregory gerufen. Zweimal, als sie noch zusammen waren, und das dritte Mal vor sechs Monaten, als sie sich schon getrennt hatten. Gregory war sturzbetrunken im Waschsalon aufgetaucht, so dass er von ein paar Kunden gewaltsam zur Räson gebracht werden musste.

Aus irgendwelchen Gründen hatten sich alle drei Fälle in Wohlgefallen aufgelöst, bevor es zur Anzeige gekommen war. Fälle häuslicher Gewalt, wie etwa Vergewaltigung, werden sehr oft, wie wir es nennen, verschleppt. Manchmal liegt es an uns, meistens aber eben nicht, jedenfalls heutzutage. Ich darf aber behaupten, dass es eine Menge Fälle gibt, in denen ich mehr hätte tun können. Mehr, als mir lieb sind, um ehrlich zu sein.

Laura sagte: »Hat Vicki das nie erwähnt?«

»Nein, hat sie nicht«, entgegnete Carla mit düsterem Blick. »Und ich kann mir auch nicht vorstellen, dass Vicki das mit sich hätte machen lassen. Sie ist so eine starke Persönlichkeit, wissen Sie. So beschützend, immer um mich besorgt. Ich weiß, dass es schwer für sie ist, aber sie ist immer so gut zu mir.«

»Ich verstehe.« Sollte Laura bemerkt haben, dass Carla in der Gegenwart sprach, so ließ sie es sich zumindest nicht anmerken. Klugerweise. »Kennen Sie ihn? Mr. Gregory?«

»Nein. Ich weiß, dass sie eine Zeitlang zusammen waren, aber das war, bevor sie wieder nach Hause zurückgekommen ist.«

Nach Hause.

Ich sah mich erneut um. Peter Gibson – Vickis Vater – war letztes Jahr gestorben. Ihre Eltern hatten hier sehr lange ge-

wohnt, und Vicki war hier aufgewachsen. Ich stellte mir vor, wie sie als kleines Kind auf dem Boden herumgekrabbelt war, das Geräusch der Fernsehgeräte aus den Nachbarwohnungen von den dünnen Wänden kaum gedämpft. Vielleicht kein guter Ort, aber eine gute Familie. Manchmal reicht das, meistens aber nicht. Vicki war ihrer Wege gegangen, hatte ihr Bestes gegeben, um schließlich vom schicksalhaften sozialen Band unserer Stadt doch wieder dorthin gezogen zu werden, wo alles angefangen hatte. Ein Klischee, aber so ist es. Wo Menschen landen, hängt häufig davon ab, wo ihre Anfänge liegen. »Als sie sich trennten, habe ich ihr gesagt, dass sie nicht traurig sein sollte«, fuhr Carla fort. »So etwas passiert, stimmt's? So traurig es ist, aber das Leben geht weiter.«

»Und Sie waren glücklich, sie wieder bei sich zu haben, nicht wahr?«

»Ja.« Carlas Miene verzog sich zu einem traurigen Lächeln.

»Ja, das war ich. Sie ist ein gutes Kind.«

»Hat sie nie erwähnt, warum sie sich getrennt hatten?«

»Nein. Aber ich bin mir sicher, dass es nicht ihre Schuld war. Das habe ich ihr auch gesagt. Sie ist eine gute Partie. Sind Sie verheiratet, Detective?«

Die Frage war, so hoffte ich, an mich gerichtet. Ich fühlte mich peinlich berührt und hatte Mitleid mit ihr.

»Ja.«

»Schade. Sie ist so ein nettes Mädchen.«

Ich stieß mich von der Wand ab und mischte mich in das Gespräch ein.

»Ist Mr. Gregory hier gewesen, nachdem sie sich getrennt hatten?«

»Nein, war er nicht.«

»Können Sie uns sagen, wo oder wie wir ihn erreichen können?«

»Ja, ich glaube schon.« Sie erhob sich und schwankte leicht.

»Sie haben zusammengewohnt, bevor sie wieder nach Hause kam. Ich hole mein Adressbuch.«

»Danke, ist schon gut.« Ich hob die Hand, um sie aufzuhalten. Wir kannten die Anschrift bereits, und die Kollegen hatten festgestellt, dass er nicht zu Hause war. »Ich dachte nur, ob Sie vielleicht noch andere Aufenthaltsorte kennen. Wo er gern hinging, Freunde, Familie, bei denen er sein könnte?«

»Ach so, nein, tut mir leid.« Sie setzte sich wieder auf den Stuhl, der davon kaum Notiz zu nehmen schien. »So gut kenne ich ihn auch wieder nicht. Eigentlich kannte ich ihn gar nicht.«

»In Ordnung.«

Einen Versuch war es wert gewesen. Sei es aus Stolz oder Verlegenheit, Vicki Gibson hatte ihrer alten Mutter den missbräuchlichen Teil ihrer Beziehung vorenthalten. Auch das war keineswegs überraschend. Die Situation, in der sie sich befand, machte sie an sich nicht schwach, befindet man sich aber in einer solchen Lage, fühlt man sich in der Regel zwangsläufig so, und Menschen weigern sich häufig, dieses Gefühl noch zu verstärken, indem sie es sich eingestehen. Menschen, die dringend Hilfe brauchen, befinden sich meistens an dem Punkt, wo es ihnen am schwersten fällt, das zuzugeben.

Ein Trost war das zwar nicht, aber wir konnten zumindest garantieren, dass Tom Gregory mit dem, was er getan hatte, nicht davonkommen würde. Dieses Mal nicht. Auch wenn er im Augenblick von der Bildfläche verschwunden war, würde das nicht ewig dauern.

Ich war in Gedanken bereits weiter und eigentlich schon fast zur Tür hinaus, als ich die Verzweiflung bemerkte, mit der Carla Gibson mich ansah, als hätte sie auf meiner Stirn mitlesen können. Gerade wollte ich mich entschuldigen, als sie sagte: »Vicki war so stark.«

Ich brauchte eine Weile, um zu begreifen, dass sie von Gregory sprach – und damit auf den Punkt der Unterhaltung zurückkam, an dem Laura die Beziehung der beiden als wechselhaft bezeichnet hatte. Sie wollte nicht glauben, dass ihr kleines Mädchen etwas so Schreckliches still ertragen hatte. Und ich verstand, dass es gar nicht um mich und meine Unaufmerksamkeit ging, sondern darum, dass Carla Gibson trotz des Medikaments plötzlich wieder präsent war.

»Sie war stark«, sagte ich und sah sie an. Obwohl es gar nicht um Stärke geht, weil das wie ein Urteil über die erscheinen kann, die nicht gehen, sagte ich noch einmal: »Sie war wirklich sehr stark.«

Und ich dachte:

Wir werden dich kriegen, Mr. Gregory.

3

Auf dem Rückweg die Treppe hinunter gingen Laura und ich alles noch einmal durch.

»Na, bist du dir deiner Sache sicher?«, fragte sie.

»Mehr denn je. Du etwa nicht?«

Für mich war alles sonnenklar. Menschen werden nicht ohne Grund umgebracht. Es gibt immer Ursache und Wirkung. Und die Fakten sprachen in diesem Fall für sich. Weder schwerer Raubüberfall noch ein Sexualdelikt. Blieb also, bei Lichte betrachtet, nur übrig, dass Vicki aus Rache umgebracht worden war – aus Leidenschaft, jedenfalls wenn man deren abgestandene, hässliche Kehrseite einbezog. Tom Gregory war vorbestraft. Wenn nicht er, wer dann? Die Wahrscheinlichkeit war ohnehin hoch, und sie wurde immer größer.

Laura seufzte.

»Scheint ziemlich eindeutig zu sein, zugegeben. Dann machen wir damit erst mal weiter.«

»Damit machen wir weiter. Genau. Ins Blaue phantasieren, Laura.«

»Sei still, Hicks.«

»Pass auf. Er hat ein Motiv. Er hat die Gelegenheit. Er ist vorbestraft. Und er ist nicht aufzufinden.« Ich verschränkte die Finger und zog sie wieder auseinander. »Bis heute Abend ist der Sack zu.«

»Klar.«

»Ich höre ein Aber.«

»Aber ... irgendwie beschleicht mich das Gefühl, dass es so nicht ist. Sag's nicht: Ich weiß, dass du es nicht ausstehen kannst, wenn ich das Wort ›fühlen‹ in den Mund nehme. Aber es stimmt. Hast du nicht auch irgendwie dieses Gefühl?«

»Ich bin doch kein Monster?«

»O Gott, Hicks, das weiß ich.«

»Vicki Gibson tut mir leid. Lass dich durch meine Sprüche nicht täuschen. Und ich spüre abgrundtiefe Abneigung ge-

genüber Tom Gregory. Du kannst mir glauben, dass es mir um einiges bessergehen wird, wenn er hinter Gittern sitzt und verdammt noch mal für das bezahlt, was er getan hat.«

»Das meinte ich nicht.«

Ich sagte nichts. Natürlich wusste ich, dass sie das nicht gemeint hatte – wir arbeiteten schon lange zusammen, so dass sie ernst nahm, was ich sagte. Aber trotzdem sagte ich jetzt nichts. Ich hatte erst noch etwas sagen wollen, etwas wie *Für mich fühlt sich gar nichts komisch an* – tat es aber aus irgendeinem Grund nicht. Mein Gefühl sagte mir, dass ich absolut richtiglag, und ich war immer noch davon überzeugt, dass wir den Richtigen hatten. Aber ein Teil von mir wusste, was sie meinte. Nicht, dass ich das hätte zugeben wollen.

»Ich kann mir nur schwer vorstellen«, sagte Laura, »dass jemand einen anderen Menschen so *hassen* kann. Du nicht?«
Ich zuckte mit den Schultern.

»Jedenfalls fällt es mir schwer zu glauben, dass ich oder du jemanden so hasst. Aber wir wissen nichts über diesen Kerl. Vielleicht war es für ihn ein Angriff auf seine Männlichkeit, als sie ihn verlassen hat. Vielleicht hat er sich mit der Tatsache nicht abfinden können, dass er nicht mehr so über sie verfügen konnte, wie er wollte. Du weißt, wie manche Männer so sind.«

»Ja, leider.«

»*Einige* jedenfalls.«

»Ist das ein Rückzieher?«

»Immer doch.«

Wir bahnten uns den Weg hinaus in die Mittagssonne, die uns so grell und strahlend empfing, als wir aus dem Trep-

penhaus hinaustraten, dass ich mir die Hände vor die Augen halten musste.

»Was ist los?«, fragte Laura.

Erst als ich die Hand herunternahm, sah ich einen Polizisten vor uns stehen. Derselbe, den ich schon vor dem Absperrband gesehen hatte. Bestürzt, aufgeregt und ein wenig verloren stand er da.

»Wir haben eine neue Leiche«, brachte er hervor.

Während Laura und ich in meinem Wagen schon zwei Blocks in Richtung Süden gefahren waren, wussten wir immer noch nicht mehr, als dass es sich bei der zweiten Leiche, die man gefunden hatte, um einen Mann handelte. Da ich mich gern an Wahrscheinlichkeiten hielt, ging ich davon aus, dass es Tom Gregory sein würde.

Auch das hatten wir beide schon erlebt. Mit an Sicherheit grenzender Wahrscheinlichkeit war er während der Tat unzurechnungsfähig gewesen, betrunken, in Rage oder beides, bis die Wirkung, der Harnisch, mit der Zeit verebbte. In solchen Fällen kam es gar nicht selten vor, dass sich der Täter selbst umbrachte, wenn ihm klargeworden war, was er angerichtet hatte – nämlich, dass er nicht nur die Zukunft eines anderen, sondern auch seine eigene zerstört hatte. Im Übrigen würde das auch erklären, warum wir Gregory nicht hatten finden können.

Eine Minute später verließen wir die Lily Street und fuhren auf einen unbefestigten Parkplatz am Nordufer des Flusses, der sich fünfzig Meter breit silbrig glänzend im Sonnenlicht vor uns erstreckte und mit rasanter Geschwindigkeit, gekräuselte Wellen inmitten der reißenden Strömung, an uns

vorbeizog. Auf der anderen Seite des Ufers ballte sich die reiche Altstadt zusammen, verdichtete sich allmählich nach oben hin bis zu den fernen Wolkenkratzern des Geschäftsviertels, das in der Sonne glitzerte und zu zwinkern schien. Ein Ausflugsdampfer schipperte in der Mitte des Stroms. Während wir den Wagen abstellten, konnte ich Leute an Deck stehen sehen, die in unsere Richtung blickten.

Als wir ausstiegen, blies uns ein kräftiger Wind entgegen. Ganz gleich, wie warm oder kalt es ist, scheint es in der Nähe des Kell immer einen kalten Luftzug zu geben, als bestünde er aus Eis.

Auf dem Parkplatz standen zwar bereits zwei Streifenwagen, aber nur ein Polizist war zu sehen – weiter hinten neben einer Lücke in der moosgrünen Steinmauer – und bewachte die Stufen, die zur alten Promenade hinabführten.

»Hicks.« Ich zeigte ihm meine Marke. »Und Fellowes. Wo geht's hin – dort runter?«

»Ja, Sir.«

Die Stufen waren alt und verwittert. Steinquader aus einer anderen Welt. Unsere Stadt ist einige hundert Jahre alt, und etwa hier, an dieser Stelle, liegen ihre Ursprünge, hier ließen sich die ersten Siedler am Ufer nieder. Lange galt das Nordufer als zu sumpfig für eine Erschließung, so dass erst vor fünfzig Jahren mit der Errichtung des Quadratieviertels dort zwischen dem Wasser und den Gewerbegebieten und Feldern begonnen wurde, die sich weiter im Norden anschließen. Das Herz der Stadt aber hört man hier schlagen. Die Steine und Platten erinnern mich immer an Grabsteine auf einem verlassenen Friedhof.

»Herrgott«, jammerte Laura, »hätte ich doch bloß meinen Mantel mitgenommen.«

»Da unten ist es etwas geschützter.«

Das Gelände diente oft auch als Unterstand. Die Stufen führten zu einem abgeschiedenen Steinpfad hinab, der an beiden Enden von einer Mauer abgeriegelt war. Solche Treppen fand man überall auf dieser Seite des Ufers verstreut, daneben jeweils eine Reihe alter Holzbänke, knorrig und trocken wie ein toter Baum. An diesen Stellen sammelte sich Müll an, zum Teil vom Wind hergefegt, zum Teil bei den Bänken einfach liegengelassen – verdreckte Tüten mit Dosen und Flaschen, weggeworfen von den Landstreichern, die man oft zusammengekauert auf den Bänken liegen sah, auf denen sie trotz der Kälte schliefen, irgendwie. So kalt es hier auch werden mochte, war dieser Platz immer noch besser als andere, zentraler gelegene Stellen, wie die Parks, aus denen sie sowieso nur wieder vertrieben wurden. Die beiden verfallenen U-Bahn-Stationen, in denen sich zahlreiche Obdachlose sammelten, sorgten jedenfalls immer für eine ziemlich aufgeladene Atmosphäre.

Die zweite Leiche lag auf der hinteren von drei Bänken, umringt von vier Polizisten, von denen einer in sein Sprechfunkgerät sprach. Erwartungsvoll blickten sie auf, als wir näher kamen. Wir waren die ersten Detectives am Tatort.

»Meine Herren.« Wieder hielt ich meine Marke hoch.

»Gönnen wir dem Mann doch ein wenig mehr Luft.«

Sie traten beiseite, um uns einen Blick auf ihren Fund werfen zu lassen.

»Scheiße«, entfuhr es mir.

»Achte auf deine Sprache, Hicks«, ermahnte mich Laura.

»Entschuldigung. Trotzdem, Scheiße.«

Es war nicht Tom Gregory, das erkannte ich gleich am Alter des Opfers. Es war aber ein Mann und ziemlich wahrscheinlich ein Obdachloser. Er lag auf dem Rücken, eingepackt in mehrere Schichten mit Farbe besudelter Mäntel, Pullis und Hosen. Vermummt wie ein Maulwurf in seinem Bau. Ein Arm baumelte schlaff herunter, die Hand berührte den steinigen Boden. Die Haut dort verriet etwas über das Alter – außerdem das knochige Handgelenk, die verwitterten gelben Fingernägel. Ein alter Mann. Viel mehr ließ sich nicht feststellen, denn, wie Vicki Gibson auch, hatte jemand erbarmungslos so lange auf ihn eingedroschen, bis sein Gesicht zu einem Nichts zermatscht war. Unmöglich zu sagen, was Stirn und was Kinn gewesen war.

Zögerlich ging ich in die Hocke. Die achtlos liegengelassenen Plastiktüten und Lebensmittelverpackungen unter der Bank waren übersät von Blut und Schädelstücken, die durch die Ritzen herabgefallen waren.

»Was denkst du?«, fragte Laura ruhig.

»Ich denke, er ist tot.«

»Du weißt genau, was ich meine.«

Ich schüttelte den Kopf, um ihr zu signalisieren, dass ich nicht genau wusste, was ich dachte. Sie wollte wissen, ob ich dachte, dass es derselbe Täter war – ob das hier auch auf das Konto von Tom Gregory ging. Aber ich wusste es nicht, denn auf den ersten Blick passte es überhaupt nicht zusammen. Es sah so aus, als sei es derselbe Killer, und ich war mir zwar sicher, dass Gregory unser Mann im Fall Vicki Gibson war, konnte mir aber nicht vorstellen, was ihn dazu gebracht haben könnte, diese Tat zu verüben. Es ergab keinen Sinn.

Na los, Sherlock.

»Ich weiß es nicht.«

Ich stand auf.

»Wirklich, ich weiß es nicht.«

4

Am frühen Nachmittag griffen wir Tom Gregory auf. Und das war, wie es in solchen Fällen immer ist, keinesfalls das Resultat außergewöhnlicher Ermittlungsarbeit durch Laura, mich oder andere Polizisten, die nach ihm fahndeten, sondern passierte einfach, während er auf seine Wohnungstür zusteuerte, völlig arglos, jedenfalls bis er mit halb aus der Tasche gezogenen Schlüsseln verhaftet wurde. Wie es in solchen Fällen immer ist, sage ich, weil es tatsächlich meistens genauso funktioniert. In Filmen ist es immer der geniale Geistesblitz, der den Ermittler durchzuckt und auf die Spur des Täters führt. Im richtigen Leben geht es etwas banaler zu – und das ist gut so. Der Killer ist oft genau die Person, die einem als Erstes durch den Kopf schießt, und das Motiv das erste, das einem in den Sinn kommt. In den allermeisten anderen Fällen schnappt man den Täter erst nach einem Haufen harter Arbeit: Auswerten von Informationen, Aussortieren von Möglichkeiten. Alles nach Schema F. Wenn selbst das nicht zum Täter führt, bleibt nur noch Kommissar Zufall. Die richtige Person erzählt einem die richtigen Dinge, man ist zum richtigen Zeitpunkt am

richtigen Ort, oder – wie in diesem Fall – der Typ, mit dem man sprechen möchte, tritt in aller Seelenruhe auf seine Wohnungstür zu, hat die Hände praktisch schon ausgestreckt und fleht: *Verhafte mich.*

Das war meine Erfahrung. Während Tom Gregory aufs Revier gebracht wurde, saßen Laura und ich in einem Büro im fünften Stock des Gebäudes, in einer inoffiziellen Nachbesprechung bei unserem Vorgesetzten, DCI Shaun Young, und berieten uns, ob es zwischen den Fällen eine Verbindung geben könnte.

Schon ein Tatort vom Kaliber Vicki Gibson reichte aus, um uns tagelang zu beschäftigen, und jetzt hatten wir zwei davon. Normalerweise hätten wir den zweiten abgegeben. Angesichts einer möglichen Verbindung behielten wir jedoch vorsichtshalber auf beiden die Hand drauf, für den Augenblick jedenfalls.

Aber, aber, aber.

»Ich spüre da Zweifel?«, bemerkte Young.

Das war an mich gerichtet. Ich lehnte mich etwas zurück und rutschte mit der Ferse des einen Fußes auf dem Veloursteppich vor und zurück.

»Ja, ich zweifle da in der Tat, Sir. Ich trage mein Herz auf der Zunge, wie es so meine Art ist. Ich mache kein Geheimnis daraus.«

»Das ist kaum zu übersehen. Hören Sie doch mit diesem Herumgerutsche auf.«

»Natürlich, Sir.«

Ich machte eine zustimmende Geste, aber Young kannte mich inzwischen gut genug. Obwohl er kurz vor der Pensionierung stand, hatte er sich seinen durchtrainierten, mus-

kulösen Körper und seine strenge Miene bewahrt, unterstrichen von schwarz gefärbtem Haar. Er war gefürchtet. Aber hinter seiner zur Schau gestellten schroffen, unveröhnlichen Art verbarg sich ein weniger offenkundiger Teil seiner Persönlichkeit, dem meine unterschwellige Aufmüpfigkeit zu gefallen schien.

»Ich bin immer noch nicht überzeugt davon, dass die beiden Morde etwas miteinander zu tun haben.« Laura, die etwas manierlicher neben mir saß, schüttelte den Kopf, während ich hinzusetzte: »Auch wenn meine Kollegin offensichtlich anderer Meinung ist.«

»Sie hängen doch ganz offensichtlich zusammen. Ich verstehe nicht, wie du auf die Idee kommst, dass es nicht so ist.«

»Das habe ich nicht gesagt. Ich habe nur gesagt, dass ich nicht überzeugt bin.«

»Herrgott – du bringst einen manchmal zur Verzweiflung. Sonst klammerst du dich doch auch immer an Statistiken und Wahrscheinlichkeiten. Warum jetzt nicht? Wie wahrscheinlich ist es, dass zwei Morde, bei denen Gewalteinwirkung durch stumpfe Gegenstände eine Rolle spielt, in unmittelbarer Nähe und in derselben Nacht passieren?«

»Die Wahrscheinlichkeit liegt im Augenblick bei eins. Weil es passiert ist. Insgesamt betrachtet, kann ich ...«

»Und die dann auch noch *zwei verschiedene* Täter haben.«

»Pass auf.« Ich hatte Zeit gehabt, darüber nachzudenken.

»Alle Hinweise im Fall Gibson deuten darauf hin, dass Tom Gregory der Täter ist. Ohne das zweite, bisher noch nicht identifizierte Opfer wären wir immer noch hundertprozentig davon überzeugt. Richtig?«

»Ja, aber ...«

»Gut. Da es aber weit weniger wahrscheinlich zu sein scheint, dass Gregory das zweite Opfer umgebracht hat, gehe ich davon aus, dass die beiden Fälle nicht zusammengehören.«

»Weil du den ersten Mord kopfgesteuert schon gelöst hast. Und ein Irrtum vermutlich völlig ausgeschlossen ist.«

»Nein, natürlich könnte ich mich irren. Aber warum sollte Tom Gregory beide Morde begangen haben? Das ergibt keinen Sinn. Wie denn nun – er verspürte noch genügend Restärger und hat ihn an dem Obdachlosen ausgelassen? Oder hat er sich für die Hauptsache schon mal aufgewärmt?«

»Du nimmst also an, dass es Gregory ist.«

»Eigentlich nicht. Ich glaube, dass es jeder sein könnte. Nimm »jeder« statt »Gregory«. Es ergibt sonst keinen Sinn.«
Laura seufzte. »Es gibt nicht immer einen Sinn, Hicks.«

»Doch, den gibt es.« Jetzt setzte ich mich korrekt hin.
»Wirklich.«

Weil es tatsächlich *wichtig* war. Es gab *immer* einen Sinn irgendwie. Vielleicht nicht immer einen zufriedenstellenden, aber immer irgendwie. Und Tatsache ist, dass Leute nicht rein zufällig mit stumpfen Gegenständen Amok laufen. Wenn sie so etwas im Sinn haben, dann verwenden sie Schusswaffen. Und selbst wenn es theoretisch *möglich* wäre, hören Amokläufer nicht einfach so auf: Sie machen so lange weiter, bis wir sie stoppen oder sie sich selbst außer Gefecht setzen.

Ja, Laura hatte recht. Es wäre schon ein unglaublicher Zufall, wenn zwei Opfer auf sehr ähnliche Weise innerhalb so

kurzer Zeit umkämen. Aber die andere Möglichkeit – dass Gregory oder irgendjemand anderer beide umgebracht hatte – schien noch unwahrscheinlicher. Was die Wahrscheinlichkeit anging, ließ ich diesmal jedoch meinen Verstand über mein Bauchgefühl siegen.

Was nicht heißen soll, dass es einfach auf Knopfdruck ging. Young hatte die ganze Zeit schweigend dagesessen und den Blick zwischen Laura und mir hin- und herwandern lassen wie bei einem Tennismatch. Jetzt beugte er sich vor, legte die Ellbogen auf den Schreibtisch und stellte die Finger kirchturmartig unter seinem Kinn auf, bereit, seinen Beitrag zu leisten und das Urteil zu verkünden.

»Was wäre, wenn Tom Gregory einen Grund hatte, auch diesen Herrn nicht zu mögen? Könnte es eine Verbindung zwischen den beiden Opfern geben?«

»Schon möglich, Sir«, räumte ich ein. »Aber ich kann keine erkennen. Geographisch ist es dieselbe Gegend, aber die Opfer sind trotz der ärmlichen Umstände, in denen sie lebten, von vollkommen unterschiedlicher sozialer Herkunft.«

Young nickte.

»Wir müssen die Identifizierung abwarten, bevor wir irgendetwas ausschließen können.«

»Ja, Sir.«

»Vielleicht ist der Täter zum Fluss hinuntergegangen, um sich der Mordwaffe zu entledigen. Dort stieß er auf Opfer Nummer zwei und beschloss, sich auch dieses vom Hals zu schaffen.«

»Wir suchen gerade den Fluss ab, Sir.«

»Dann teilen Sie also meine Ansicht?«

»Ja, Sir. Obwohl, wenn das so ist, warum dann diese extremen Verletzungen? Für mich sieht es so aus, als hätte das Opfer geschlafen, als es angegriffen wurde. Er hätte also auch einfach den Rückzug antreten und eine andere Stelle suchen können.«

»Das sind alles Fragen, auf die wir eine Antwort finden müssen. Aber bis dahin gehen wir davon aus, dass die Fälle zusammenhängen.« Er seufzte und warf einen Blick auf seine Armbanduhr. »Gregory müsste bald hier sein. Warten wir ab, was er zu sagen hat.«

»Natürlich, Sir.«

Ich sah Laura an. Sie erwiderte meinen Blick und schüttelte den Kopf.

»Natürlich, Sir.«

Alles, was Tom Gregory zu sagen hatte, war: »Sie wollen mich wohl verarschen. Verpisst euch. Beide. Ihr könnt mich mal am Arsch lecken.«

Ich sagte: »Tom, wir können uns leider nicht verpissen.«

Wir befanden uns in einem der oberen Vernehmungsräume: einem schmucklosen, funktionalen Raum mit nichts als einem Metalltisch, Stühlen, Laura, mir und der Hauptfigur.

Gregory war eins achtzig groß, in der Mitte sehr üppig, und hatte eine fleischige Figur. Der Typ Mann, der in seinem Leben vermutlich nicht einen Tag Sport getrieben hatte, aber bei einer Rauferei nicht ungefährlich wäre. Er war Anfang vierzig, hatte sich das schütterere Haar zur Glatze geschoren, trug billige Jeans und ein schmutziges, rotes Holzfällerhemd. Der Anblick erinnerte an einen schrottreifen Laster, der irgendwo auf einem Rastplatz darauf wartete, dass sein Besitzer nach Hause kam.

»Sie wollen mich verarschen«, wiederholte er.

»Ich versichere Ihnen, dass ich das nicht vorhabe.«

Ungläubig saß er da. Die Gefühlsregung stand ihm so unmissverständlich in sein unrasiertes Gesicht geschrieben, wie ich es von den meisten Emotionen fraglos erwartete. Sensibel war er nicht, und er schien sich auch wenig Gedanken darüber zu machen, was die Leute denken könnten, wenn er vor sich hertrug, was er fühlte. Männern wie ihm, vermute ich, reicht allein die Tatsache, dass sie etwas fühlen, um dies kompromisslos und unmissverständlich zum Ausdruck zu bringen.

Er starrte mich einen Augenblick lang an, lehnte sich dann in seinem Stuhl zurück, der unter dem Gewicht ächzte, und verschränkte seine fleischigen Arme vor der Brust. Natürlich hielt er die Situation für ziemlich schwachsinnig, und wenn ich ehrlich bin, dachte ich in diesem Moment dasselbe von ihm.

»Sie müssen mich verarschen«, sagte er noch einmal.

»Sie sind ein wenig langsam im Kopf, Tom. Das überrascht mich eigentlich. Eigentlich sehen Sie aus, als wären Sie um einiges schlauer.«

»Was soll das heißen?«

»Das *soll* gar nichts heißen. Es *heißt*, dass Sie sich ziemlich dumm aufführen. Eigentlich sogar dümmer, als Sie aussehen. Ich weiß nicht, wie Sie das schaffen. Ihre Ex-Freundin ist tot, und Sie sind bereits vorher gewalttätig gegen sie geworden, so dass Sie gut beraten sind, mir nicht vorzuhalten, ich würde mir das alles aus den Fingern saugen. Ich weiß nämlich, dass ich das nicht tue.«

»Ich habe sie nicht umgebracht.«

»Die Situation scheint Sie nicht sehr zu erschüttern.«

»Warum auch? Wir waren doch schon lange getrennt. Ich hatte sie schon vergessen – wirklich. Ich wünschte, ich hätte sie gar nicht erst kennengelernt.«

»Und dass sie tot wäre?«

»Nein.« Aber dann zuckte er mit den Schultern. »Sie ist mir scheißegal, wenn es das ist, was Sie hören wollen. Warum auch nicht? Sagen Sie mir, warum sie mir nicht egal sein sollte. Das können Sie nämlich nicht. Sie war ein dreckiges, verlogenes Miststück. Irgendwann musste ihr so was ja mal passieren.«

»*Irgendwann musste ihr so was ja mal passieren*«, wiederholte ich. »Das ist klasse, Tom. Sie wissen, dass all das vor Gericht gegen Sie verwendet werden kann. Weiter so, dann können wir uns den Prozess schenken. Ich zieh dann einfach meine Knarre und knall Sie jetzt über den Haufen.«

»Ich *meinte*, dort, wo sie lebte.« Er wirkte jetzt etwas zerknirschter, vermutlich aber nur, weil er begriffen hatte, was er gerade gesagt hatte. »Eine grauenhafte Gegend, in der nur Scheißtypen und Junkies rumhängen. Die dann auch noch Lügengeschichten über andere Leute erzählen. Das hat sie getan. Es war nur eine Frage der Zeit, bis sie in Schwierigkeiten kommen würde.«

»So, wie sie mit Ihnen Schwierigkeiten bekommen hat?«

»Ich habe nichts gemacht.« Er fasste an den Tisch. »Liegt irgendetwas gegen mich vor?«

»Nein.«

»Also ist auch nichts passiert.«

Laura neben mir holte tief Luft. Ich spürte, dass sie langsam die Geduld verlor, was nicht oft passierte. Aber ich konnte sie

verstehen. Gregory saß da mit seinem dreckigen Grinsen im Gesicht. *Es ist nie passiert.* Im Grunde ihres Herzens sind Typen wie Tom Gregory immer noch Kinder. Wenn ihnen die Leviten gelesen werden, reagieren sie mit Empörung und Unverständnis und beteuern: *Ich war es nicht.* Bei diesen Leuten ist immer jemand anderer schuld. Geschieht es im Verborgenen und gibt es keine Beweise, ist alles in bester Ordnung. Ich beschloss, noch ein paar Giftpfeile gegen ihn abzuschließen.

»Super Logik, Tom. Aber wissen Sie was? Wir haben die Anrufprotokolle und Zeugenaussagen. Ganz zu schweigen von den Vorstrafen, die Sie haben. Leicht reizbar, wie?«

Er starrte mich an. »Kommt vor.«

»Kommt vor.«

Die Anzeigen in Sachen Vicki Gibson hatten zu nichts geführt, andere aber wohl. Er hatte drei Vorstrafen wegen Körperverletzung und zwei wegen anderer Gewalttaten. Die üblichen Kneipenprügeleien und eine Anklage wegen Sachbeschädigung. Alle wurden mit Bewährungs- und Geldstrafen geahndet.

»Wir rasten gerne mal aus, wenn wir ein paar intus haben, stimmt's?«

»Kommt vor.«

»Ein Fall fürs Anti-Aggressionstraining.« Ich schüttelte den Kopf. »Ihr seid schon ein lustiges Völkchen.«

»Lustig?«

»Genau. Immer sagt ihr, dass ihr euch nur schwer beherrschen könnt. Dann seht ihr rot und könnt nichts dagegen tun. All dieser Mist. Aber hier bei mir rasten Sie nicht aus. Hier haben Sie sich unter Kontrolle, stimmt's?«

»Vielleicht zähle ich ja bis zehn.«

»Kann sein, dass Sie das können. Aber ich glaube das nicht. Die Wahrheit ist, dass Leute wie Sie feige sind. Hab ich recht? Aus irgendeinem Grund verliert ihr immer nur dann die Beherrschung, wenn ihr ungestraft davonkommt. Ist doch lustig, oder? Bringt mich echt zum Lachen.«

Tom Gregory sah mich einfach nur an. Ich starrte zurück und ließ die Stille wirken. Ihn auf die Palme zu bringen bereitete mir ein größeres Vergnügen, als möglicherweise zulässig war. Aber ich war wütend. Zum Teil wegen der Dinge, die er auf dem Kerbholz hatte, weil er so ein Scheißkerl war, und zum Teil auch, weil er sich so aufführte. Vielleicht lag es aber auch daran, dass ich insgeheim den leisen Verdacht hegte, dass er die Wahrheit sagte, dass er sie nicht getötet hatte – und diese Möglichkeit ärgerte mich.

Ich lehnte mich in meinem Stuhl zurück.

»Ich habe sie nicht umgebracht«, sagte er. »Ich war bei ...«

»Klar! Das sagten Sie schon. Seien Sie bloß still.«

Gregory hatte den Polizisten, die ihn aufs Revier gebracht hatten, schon zu Protokoll gegeben, wo er sich am Abend davor herumgetrieben hatte. Uns hatte er alles noch einmal erzählt, nachdem wir den Vernehmungsraum betreten hatten. Von sechs bis der Laden dichtmachte, irgendwann zwischen zwei und drei, war er in O'Reillys Bar gewesen, um dann in Begleitung einer Dame mittleren Alters aus dem Osten der Stadt zu verschwinden. Er hatte die Nacht in ihrer Wohnung verbracht. Wir hatten ihn aufgesessen, als er nach seinem One-Night-Stand nach Hause kam, vorausgesetzt, er hatte den überhaupt zustande gebracht.

Auf den ersten Blick ein gutes Alibi. Natürlich stank er nach Alkohol, und auf seinen Klamotten waren keine Blutspuren zu finden, obwohl er sie offenkundig mindestens vierundzwanzig Stunden am Leibe getragen hatte. O'Reillys war eine heruntergekommene, karg möblierte Kaschemme mit einem Tresen, Billardtischen und einer angestrahlten Tanzfläche neben den Toiletten, in der es schon so viel Ärger gegeben hatte, dass der Besitzer eine Überwachungskamera installieren ließ. Außerdem war sie weit genug vom Quadrateviertel entfernt. Die Anschrift, die er uns von der anonymen Dame mit dem ausnehmend schlechten Geschmack gegeben hatte, lag noch weiter entfernt. Ich kannte die Gegend. Auch dort waren viele Wohnblöcke mit Überwachungskameras ausgestattet worden.

Also war das Alibi entweder besonders gut oder grotten-schlecht.

»Sie waren gestern Abend betrunken.«

»Ja, na und? Das ist doch kein Verbrechen.«

»Und Sie haben es diesmal fertiggebracht, nicht auszuras-ten?«

»Genau.«

»Sind Sie sicher?«

Er antwortete nicht.

Die Tür ging auf, und eine junge Polizistin steckte den Kopf herein. Sie schob das Kinn vor, um mir zu bedeuten, sie habe mir etwas mitzuteilen. Laura und ich schoben unsere Stühle zurück. Aber ich musste mit der jungen Kollegin eigentlich gar nicht mehr reden. Der Ausdruck im Gesicht der Polizis-tin sprach Bände. Tom Gregory hatte ein sehr gutes Alibi.

Im Beobachtungsraum fuhr ich mir mit der Hand durchs Haar und ließ den Blick nicht von dem kleinen Monitor, auf dem ich Gregory sah, der immer noch im Vernehmungsraum saß. Überflüssig zu sagen, dass sich mein Haar natürlich nicht wieder so ordentlich zu einer Frisur formte, wie bei Laura. Ich mache mich für solche Eventualitäten nicht zurecht. Ich nehme sie kaum wahr.

»Er *muss* es getan haben«, sagte ich. »Er *muss*.«

»Hat er aber nicht. Sieh den Tatsachen ins Gesicht, Hicks. Wir haben Videoaufnahmen, die ihn an allen Orten zeigen, die er uns genannt hat. Er kann es unmöglich gewesen sein.«

»Er könnte jemanden bestochen haben.«

Aber das war nichts als der verzweifelte Griff nach dem Strohhalm. Tief in mir wusste ich, dass ich mit meiner Theorie falschlag und alles noch einmal überdenken musste.

»Er kann doch kaum seine Miete zahlen«, sagte Laura.

»Und der springende Punkt ist doch, dass er solche Sachen allein durchzieht. Der Kerl ist irre. Versteh mich nicht falsch, aber seine Aktionen sind triebgesteuert, die kommen aus heiterem Himmel. Das ist nicht der Typ, der jemanden anheuert, um die Dreckarbeit für sich erledigen zu lassen.«

»Nein, ich weiß.«

»Außerdem, warum würde diese Person unseren obdachlosen Unbekannten auch noch umbringen lassen?«

»Schon gut, Laura.«

»Auftragsskiller legen normalerweise nicht noch ein zweites, beliebiges Opfer als Zugabe drauf. Ich glaube, das muss ich jetzt mal festhalten, damit wir auf einer Wellenlänge sind.«

»Unglückliche Wortwahl, aber ja, jetzt sind wir's.«

Auf dem Bildschirm sah ich, wie die Polizistin, die uns die schlechte Nachricht überbracht hatte, den Vernehmungsraum betrat, um Tom Gregory zurück in seine Zelle zu bringen.

»Ein Mörder«, sagte ich, »zwei Opfer, und die Verbindung zwischen den beiden Fällen kennen wir immer noch nicht.«

»Ich stimme dir zu.«

Ich sah sie an. »Aber es wird eine Verbindung geben, Laura. Kein Mensch bringt mir nichts, dir nichts zwei Leute um. Es gibt einen Grund. Einen, den wir nur noch nicht sehen.«

»Ach ja? Aber gerade hast du doch noch gesagt, dass du eine Verbindung für ausgeschlossen hältst.«

»Weil es unwahrscheinlich war. Jetzt ist es die wahrscheinlichste Erklärung. Verstehst du? Ich liege nicht wirklich falsch. Ich passe meine Theorie nur den vorliegenden Fakten an. Solltest du auch mal versuchen.«

Laura schmunzelte. »Und was machen wir mit ihm?«

Ich sah wieder auf den Bildschirm. Tom Gregory war verschwunden, also drückte ich auf den Schalter, und der Bildschirm wurde schwarz.

»Kein Grund, ihn hierzubehalten«, sagte ich.

»Nein.«

Ich sah auf meine Armbanduhr.

»Also bleiben uns noch achtundsechzig Stunden, bis wir ihm etwas angehängt haben müssen. Wir behalten ihn einfach noch ein wenig hier.«

»Warum? Was soll das?«

»Weil ich ihn verdammt noch mal nicht *ausstehen* kann.«

Ich wandte mich ab und ging zur Tür.

»So ist es.«

Der General betrachtet sich im Badezimmerspiegel. Sein kurzes Haar ist gekämmt und akkurat zurückgeloht, sein Gesicht ausdruckslos, aber ernst: das eines zupackenden Mannes. Nicht der Typ, der einem gleich auffallen würde, und auch niemand, mit dem man sich anlegen sollte. Das Gesicht eines Soldaten eben.

Unterhalb der vom Rasieren geröteten Haut des Halses die grüne Uniform mit tadellosem Sitz. Die roten Quasten ragen leuchtend über die Schultern hinaus, wie Beeren aus sonnenbeschienenem Gras. Er hält die Mütze fest umklammert in den Händen, steht mit leicht gebeugten Knien und etwa schulterbreit auseinandergestellten Füßen da. Die schwarzen Stiefel blank poliert, so dass sich das Deckenlicht darin spiegelt.

Stundenlang kann er abends in dieser Haltung verharren. Er starrt sein Spiegelbild so lange an, bis es sich auflöst, verformt, die Züge eines Fremden annimmt. Bis er sich von dem Mann, der ihn ansieht, auf seltsame Weise tatsächlich bedroht fühlt. Verängstigt von der Erscheinung, die er sieht, von ihrer Übermacht, aber gleichzeitig auch in ihren Bann gezogen. Andere Male wiederum empfindet er Abscheu.

Oft sind die Gefühle Schwankungen unterworfen, und dieses Wechselspiel der Empfindungen, die innere Zerrissenheit, ruft mitunter einen unergründlichen Teil seines Wesens wach. Er verliert sich in diesem Bild, das ihn gefangen hält. Gefesselt vom Antlitz seiner Seele, das ihm flüchtig zuzwinkert.

Aber heute Abend wird es spät werden. Er hat noch etwas zu erledigen.

Der General nickt sich zu – *wegtreten* –, geht aus dem Bad und durch das stille Haus in sein Büro. Es ist ein kleiner Raum. Auf einer Seite befindet sich das schreckliche, unfertige Ding, das ihn anwidert und gleichermaßen fasziniert, dem er jetzt aber keine Beachtung schenkt. Stattdessen geht er zur gegenüberliegenden Seite, auf der sich sein Schreibtisch und der Computer befinden.

Er hat etwas zu erledigen: immer mehr Arbeit. Trotz des arbeitsreichen Tages, der hinter ihm liegt, kostet er den Aufschrei aus, den seine Taten ausgelöst haben, und berauscht sich daran, dass sein Plan – endlich – allmählich Gestalt annimmt. Bis jetzt läuft alles wie erwartet. Warum auch nicht? Er ist immer vorsichtig. Der Erfolg steht ihm zu. Er ist Soldat.

Der General streift Handschuhe über und zieht das Dokument, das er vor Tagen getippt und ausgedruckt hat, aus der verschlossenen Schreibtischschublade. Dann legt er es auf den Computertisch neben dem Monitor und liest die ersten paar Zeilen, auch wenn er sie bereits auswendig kennt.

Sehr geehrter Detective,
ich weiß noch nicht, wer Sie sind. Und zu dem Zeitpunkt, an dem ich dieses Schreiben verfasse, wissen auch Sie nicht, wer ich bin. Sie wissen nichts von meiner Existenz und haben nicht die leiseste Ahnung, was ich vorhabe. Um ehrlich zu sein, weiß ich selbst auch noch nicht, wann es losgehen wird. Und deshalb wird es funktionieren. Deshalb werden Sie mich nie kriegen.

Und so weiter.

Alles ist wahr. Es ist sogar sehr schön.

Auf dem Boden neben dem Schreibtisch liegt die aktuelle Abendzeitung. Er nimmt sie auf und überfliegt die Meldung über den ersten Mord, bis er die Stelle findet, die er eigentlich sucht. Da steht es. Der Mann, der es nicht schaffen wird, seinen Code zu knacken. Sein Gegenspieler, wie die Gestalt im Spiegel. Der General nimmt den blauen Füllfederhalter zur Hand und ergänzt den ausgedruckten Brief. Sehr geehrter Detective *Hicks*.